Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 1/2 7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim.
Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche,
Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 69. **Donnerstag** den 7. Februar 1901. 95. Jahrgang.

Zur Vermählung der Königin Wilhelmina.

7. Februar.

Man hat in Deutschland der liebreizenden Erscheinung der jungen Königin der Niederlande stets eine herzliche Zuneigung entgegengebracht, nicht nur, weil sie der letzte Sproß eines hochberühmten, oft zu Deutschland in Beziehungen getretenen Fürstengeschlechtes war, sondern weil aus Tugenden von kleinen Zügen ihre Liebenswürdigkeit und ihr natürlicher Verstand hervorleuchteten. Bei gegebenen Gelegenheiten versehlt man denn auch nicht, dieser Zuneigung öffentlich Ausdruck zu geben: so vor 2½ Jahren bei ihrer Großjährigkeit und dem damit verbundenen Regierungsantritt, so jetzt gelegentlich ihrer Vermählung.

Daß sich gerade die Blicke des deutschen Volkes gegenwärtig mit besonderer Herzlichkeit nach den Niederlanden lenken, ist schon um deswillen selbstverständlich, weil ein deutscher Fürst der Erkorene der jungen Königin ist, und weil dieser Fürst die herzlichsten Sympathien aller Derer, die ihm näher getreten sind, erworben hat durch zwei der besten Eigenschaften, die den Menschen zieren können: Pflichtgefühl und Fleiß. Wer ihn in der Zeit kannte, wo er beim Garde-Jäger-Bataillon in Potsdam als Oberleutnant Dienst that, konnte feststellen, daß er sich nicht als Prinz fühlte, sondern als Officier, der genau so seine Pflicht zu erfüllen hat, wie Jeder, der den deutschen Waffenrock trägt.

Prinz Heinrich von Mecklenburg ist von seinen Kameraden und wohl auch von manchem anderen Prinzen, der sich im Stillen die Hoffnung gemacht hatte, daß das Auge der jungen Königin auf ihn fallen könnte, lebhaft beneidet worden. Sicherlich aber mehr um der Persönlichkeit der reizenden Fürstin Willen, als wegen der Stellung, die einzunehmen er berufen ist. Die Verhandlungen des niederländischen Parlamentes über diese Frage haben bereits dargethan, daß die Stellung des Prinzen nicht frei sein wird von Schwierigkeiten, vielleicht sogar von Bitternissen. Es bedurfte aber nicht erst dieser Verhandlungen, um das zu wissen. Ein anderer deutscher Fürst, Prinz Albert von Coburg, hat zwei Jahrzehnte hindurch als Gemahl der jüngst verstorbenen Königin Victoria von England zwar das vollkommenste Eheglück, aber daneben auch einen reichlichen Becher von Verdrießlichkeiten und Bitternissen genossen, vor denen ihn die zärtliche Liebe seiner Gattin vergebens zu schützen suchte. Ja, noch jetzt, 40 Jahre nach seinem Tode, kann man es ihm in England nicht vergessen, daß er ein fremder Fürst war, und als der gegenwärtige englische König bei seiner Thronbesteigung den Vornamen Albert ablegte, stieß das bedeutendste Blatt Englands, die „Times", einen Seufzer der Erleichterung aus, daß man nun endlich diesen fremden Namen aus der englischen Geschichte los werde.

Diese schnöde, in England freilich traditionelle Undankbarkeit braucht Prinz-Gemahl Heinrich nun freilich nicht zu besorgen; dazu haben die Niederländer glücklicher Weise noch zu viel von den guten Eigenschaften des germanischen Stammes bewahrt. Wenn Prinz Heinrich sich jenen Prinzen mit dem „aus der englischen Geschichte hinausgeschleuderten Namen" zum Muster nimmt, wenn er ebenso, wie Jener, mit einer regen Thätigkeit zum Wohl des Landes, dessen Königin sein Ehegemahl geworden ist, Tact und ruhige Zurückhaltung verbindet, so wird er sicherlich in nicht ferner Zeit die Zuneigung und Dankbarkeit des niederländischen Volkes genießen.

Es versteht sich von selbst, daß der Prinz von jetzt ab seine Hauptaufgabe darin sieht, dem niederländischen Volke von Nutzen zu sein und ein guter Niederländer zu werden; es wird sich aber hoffentlich nicht minder von selbst verstehen, daß der Prinz dabei auch ein guter Deutscher bleibt. Die Vereinigung von Beidem ist heute viel leichter, als vor einem Menschenalter. Damals waren die Niederländer vom tiefsten Mißtrauen gegen Deutschland, dem sie Annexionsgelüste zutrauten, erfüllt, heute sehen sie umgekehrt in Deutschland einen Schutz gegen die Annexionsgelüste einer gewissen anderen Macht, der die blühenden niederländischen Colonien sicherlich gut schmecken würden.

So ist man in den Niederlanden zweifellos davon durchdrungen, daß der heutige Tag vom deutschen Volke mit unregenerhafter Antheilnahme begrüßt wird. Möge dieser Tag dem jungen Fürstenpaare zum Segen ausschlagen und möge er zugleich dazu beitragen, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden stammverwandten Nationen noch zu festigen.

Frhr. v. Friesen-Rötha und der evangelische Bund.

Frhr. v. Friesen hat vor Jahren eine politische Rolle gespielt. Er war eine Zeit lang in die Stille zurückgetreten. Er verläßt jetzt diese und lenkt durch seinen Kampf gegen den evangelischen Bund wieder die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Freilich, er zeigt sich ihr dabei nicht in günstigem Lichte. In einer Entgegnung des Herrn Diakonus Klotz auf seine „Antwort an den evangelischen Bund" wurde ihm schlagend nachgewiesen, daß ihm eine gerechte Würdigung und eine genaue Kenntniß der römischen und der evangelischen Kirche völlig abgehen. Diesen Beweis verstärkt er durch seine Auslassungen in der „Köln. Volksztg." vom 31. Januar, Nr. 104. In ihr legt er Verwahrung gegen die Bezeichnung „Protestant" ein; er gehöre der evangelisch-lutherischen Kirche der unveränderten Augsburger Confession an; er versteigt sich zu dem Ausspruch: „Protestant ist eine allgemeine, nichtssagende Behauptung". Aber die Geschichte bezeugt das gerade Gegentheil. Frhr. v. Friesen mag die „Protestation" nachlesen, welche die evangelischen Stände des Reichstags zu Speier am 20. April 1529 überreichten; von ihr leitet sich der Name Protestant her. Aus jener Urkunde seien folgende Sätze herausgehoben:

„In Sachen, Gottes Ehr und unserer Seelen Heil und Seligkeit belangend, muß ein Jeglicher für sich selbst vor Gott stehen und Rechenschaft geben, also, daß sich des Orts Keiner auf des Anderen minderes oder mehreres Machen oder Beschließen entschuldigen kann."

„Es ist eben ein Hauptstreitpunct, welches die rechte heilige christliche Kirche sei. Nach unserer Meinung aber giebts keine gewisse Predigt oder Lehre, denn allein bei Gottes Wort zu bleiben, und den einen heiligen Schriftsatz mit dem andern auszulegen; und ist die Heilige Schrift in allen einem Christen zu wissen nöthigen Stücken an ihr selbst klar und lauter. Darum gedenken wir bei dem zu bleiben, daß allein das in den biblischen Büchern verfaßte Gotteswort lauter und rein und nichts, was dawider ist, gepredigt werde. Denn an ihm als der einigen Wahrheit und dem rechten Richtscheid aller christlichen Lehre und Lebens kann Niemand irren, noch fehlen, während aller menschliche Zusatz und Tandfallsmuß und vor Gott nicht bestehen kann."

Auf diesen Grundsätzen ruht die evangelische Kirche; sie sind ihre Kraft, die Größe ihrer Vergangenheit und der Hort ihrer Zukunft; sie geben ihr das bestimmte Gepräge gegenüber dem Katholicismus „mit seinem menschlichen Zusatz und Tand"; sie machen es zur höchsten Ehre, „Protestant zu sein und zu heißen". Diesen Namen als eine „nichtssagende Behauptung" hinzustellen, kann nur der den Muth haben, dem die Urkunde der „Protestation" und die Geschichte des Protestantismus ein unbekanntes Land sind.

Und ebensowenig wie in diesem Puncte, ist Frhr. v. Friesen über den evangelischen Bund und seine Anhänger unterrichtet. Er rechnet unter diese ohne Weiteres die „Allgemeine lutherische Kirchenzeitung", gegen deren Aussage über ihn seine Zuschrift an die Köln. Volksztg." sich richtet. So gern wir die „Allgem. luth. Kirchenztg." immer und überall auf unserer Seite sehen möchten, so sehr wir uns freuen, daß sie neuerdings freundlich und gerecht über die Arbeit des evangelischen Bundes urtheilt, so können wir sie doch noch immer nicht zu den Anhängern desselben zählen. Es thut uns leid, daß sie um dieser Vermuthung willen vom Frhrn. v. Friesen auf das Gröbste behandelt worden ist. Er wirft ihr Wortverdrehung und Unwahrheit vor; er nennt das, was die „Allgem. luth. Kirchenztg." schreibt, „elende Erfindungen, ausschließlich zu dem Zwecke gemacht, um die hier in Sachsen infernalische Katholikenhetze zu ermöglichen". Doch nein, wir bedauern nicht die „Kirchenzeitung"; sie weiß es, daß heutzutage Jeder, der entschieden für das evangelische Bekenntniß eintritt, allerlei Verunglimpfung auf sich nehmen muß. Wir bedauern den Mann, der in eine derartige Polemik verfallen kann. Frhr. v. Friesen hat einen glücklichen Instinct gehabt, als er sein Schreiben wider die „Lutherische Kirchenztg." und den evangelischen Bund an die Adresse „Köln. Volksztg." sandte. Seine Schreibart gehört in die römische Presse. Die ultramontane Caplanspresse ist völlig unfähig zu sachlicher Verhandlung; sie verleumdet und beschimpft die Personen ihrer Gegner. Gerade die „Köln. Volksztg." hat sich mit ihren Artikeln über sächsische Zustände im vorigen Jahre als Meisterin in diesem Genre gezeigt. Herr v. Friesen ist auf dem Wege zu gleicher Meisterschaft. Er nimmt sich gegen die Anhänger des Bundes den Vorwurf heraus, daß diese keine anderen Waffen als die der Unwahrheit und der Verdächtigung kennen; er nennt ihre Arbeit „unreines Getriebe". Ja noch mehr! Nicht blos, daß er Alles, was im vergangenen Jahre unter der Zustimmung fast des ganzen sächsischen Volkes zum Schutze des evangelischen Bekenntnisses gethan wurde, unter das Schema „Katholikenhetze" bringt; er wagt es sogar, folgenden Satz hinzuschreiben: „Gegen wen wendet sich diese evangelische Hetze? Nicht gegen die katholische Kirche, sondern gegen das katholische Königshaus." Gegen diese dreiste Verleumdung nur ein Wort der Vertheidigung zu sagen, wäre Zeitverschwendung. Es genügt, mitzutheilen, was Blätter wie der „Freib. Anz." und die „Dresd. Nachr.", die Herrn v. Friesen früher nahestanden, zu dieser seiner Auslassung sagen. Der „Freib. Anz." erklärt:

„Mit Leuten, denen in fanatischer Abgeschlossenheit jedes Gefühl für die Empfindungen des sächsischen Volkes verloren gegangen ist, die sich nicht scheuen, die evangelische Sache, die sie zu vertreten behaupten, dem mit unlauteren und rücksichtslosen Mitteln kämpfenden Gegner gegenüber mit derartigen niedrigen Beschuldigungen zu beschmutzen — mit solchen Leuten dürfen sich in Zukunft die Vertreter des Protestantismus in Sachsen nicht mehr einlassen! Man kann nur bedauern, daß Freiherr von Friesen den „inneren Versuchungen" nicht soweit nachgegeben hat, um nicht auch formell den Uebertritt zum Katholicismus zu vollziehen. Als Vertreter des sächsischen protestantischen Adels wird außer der „Köln. Volksztg." und ihren Freunden wohl Niemand Herrn von Friesen ansehen."

Und die „Dresdner Nachr." sagen:

„Mit solchen Aeußerungen wird sich Herr Baron v. Friesen für alle evangelischen und protestantischen Kreise sein eigenes Urtheil gesprochen haben. Man muß thatsächlich die Sprachschätze fanatischer Hetzcapläne hervorsuchen, um den Ton wiederzufinden, den hier ein evangelischer Adeliger anschlägt."

Damit ist der Nichtprotestant Frhr. v. Friesen wohl für das ganze sächsische evangelische Volk abgethan. M.

Der Krieg in Südafrika.

Das große „Kesseltreiben".

Nach allen bis heute vorliegenden Meldungen vom Kriegsschauplatze dürften im Verlaufe dieser Woche fast in allen Theilen des letzteren blutige und vielleicht entscheidende Gefechte und Schlachten bevorstehen. — Lord Kitchener hat jedenfalls die Absicht, von der Thatsache, daß der lästige Christiaan De Wet wieder einmal „südwärts getrieben worden ist", zu profitiren und sich ungestört (wie er glaubt) der Aufgabe zu widmen, die im östlichen Transvaal und im Witwatersrandbezirk „umherstreifenden Räuberbanden" mit einem energischen Schlage ein- für allemal zu „zerschmettern". — Sechs separate Colonnen, die mit einander in Fühlung bleiben, sollen von der Linie Pretoria-Johannesburg aus die Boeren unwiderstehlich gegen die portugiesische Grenze zurück—„fegen", wobei darauf gerechnet wird, daß die einzige Rückzugslinie nach Norden wegen des dort herrschenden Fiebers und Pferdesterbens für die flüchtenden Boeren-Commandos „sozusagen" nutzlos und nur noch mehr verderblich ist. — Diese große combinirte Operation ist bereits im Gange, wenigstens in ihrem Anfangs-Stadium, und es fragt sich jetzt nur, welche Gegenmaßregeln die Boeren mit Bezug auf den sechsfachen „fegenden" Vormarsch der Engländer getroffen haben. Wenn Kitchener diese langen Wochen in Pretoria mühselig seine Vorbereitungen zu dem beabsichtigten großen Schlage getroffen hat, so kann er versichert sein, daß Louis Botha und Delarey an Hand ihres vorzüglichen Nachrichten- und Spionen-Dienstes über jede Einzelheit seiner Pläne und Absichten genau unterrichtet sind, und der Vorstoß der 1500 Delarey'schen Boeren vom Westen gegen Modderfontein am Gatsrand läßt darauf schließen, daß der englische Vormarsch nach Osten gleich zu Beginn von Seiten der Boeren eine energische Ablenkung erfährt.

In der Capcolonie,

südlich von Graaf-Reinet, bei dem Oertchen Steynlerville hat (wie schon kurz gemeldet) ein fünftägiges Gefecht zwischen einem Theile der Westcolonne der Boeren und einer Abtheilung des Brabant'schen Corps stattgefunden, in dessen Verlauf die Boeren angeblich, wie von Capstadt gemeldet wird, schwere Verluste erlitten, um schließlich — wie üblich — in wilde Flucht gejagt zu werden. Eine Verfolgung des geschlagenen Feindes war aber für die britischen Truppen „leider" unmöglich, da den Boeren in dem dichten Busch und dem felsigen Gelände nur schwer beizukommen war, weshalb die siegreichen Engländer sich — ebenfalls wie üblich — nach ihrem Lager „zurückbegaben". — Das ist natürlich die Schilderung eines fehlgeschlagenen Angriffes der Brabant'schen Abtheilung für die feindliche Stellung und des späteren Rückzuges der Engländer, — Alles nur in etwas milderer Form wiedergegeben. Im Uebrigen liegt auch nicht eine einzige verbürgte englische Meldung vor, wonach es thatsächlich gelungen wäre, die eingedrungenen Boeren an irgend welcher Stelle unschädlich zu machen oder aus ihren festen Stellungen zu vertreiben.

Die Minen.

Wie vor einiger Zeit gemeldet wurde, sind die elektrischen Werke von Johannesburg durch die Boeren beschädigt worden. Ueber diese elektrische Anlage schreibt die „Tägliche Rundschau" Folgendes: „Obwohl die Werke jetzt den Rand Central Electric Works in London gehören, waren diese gewaltigen Anlagen doch ursprünglich der Actien-Gesellschaft Siemens & Halske concessionirt; von ihr wurde die Kraftübertragungsanlage entworfen und ihr Bau auch ausgeführt, der ganz außergewöhnliche Anforderungen an die technische Umsicht der Leitung und Ausbildung der europäischen Hilfskräfte stellte. Denn das Werk liegt in der Steppe, 29 Kilometer östlich von Johannesburg, bis wohin gegen 3000 der schwersten Maschinentheile zu befördern waren. Als Arbeiter standen nur ungeübte Kaffern zur Verfügung. Man schuf seinerzeit die Anlage, um den Betrieb der Minen am Witwatersrand wohlfeiler zu machen, indem man die einheitliche Erzeugung der zum Betriebe von Pumpen, Bohrern, Steinbrechern u. s. w. nöthigen Kraft an die Stelle der einzelnen Dampfmaschinen-Anlagen setzte, deren Betrieb bei dem geringen Angebot von geübten Bedienungsmannschaften, bei der Kohlenknappheit und dem Wassermangel verhältnißmäßig theuer war. Das Werk war erst seit Anfang 1897 in Betrieb und befand sich gerade jetzt im Aufschwunge, da sich allmählich die Zahl der Abnehmer von elektrischer Kraft vermehrte und die meisten Minen sich auch mit elektrischem Licht versahen, schließlich sich auch ein Theil von Johannesburg selbst, wie benachbarte Bahnhöfe zur Entnahme von Beleuchtungsstrom entschlossen. An 300 000 Meter Freileitungen waren verlegt worden und mit einer Spannung von 10 000 Volt wurde der Strom von der Hauptstelle an die Gebrauchsstellen geleitet, in der vier große Drehstrommaschinen, mit Dampfmaschinen gekuppelt, standen, die im Ganzen gegen 5000 Pferdekräfte entwickeln konnten. Drei von diesen Maschinen sind jetzt gesprengt worden, während die anderen Theile der Anlage, soweit bekannt, erhalten geblieben sind; auch von den Leuten ist Niemand zu Schaden gekommen. Doch hat der Betrieb eingestellt werden müssen und damit auch der der angeschlossenen Minen."

Die Wirren in China.

Der chinesische Hof in Singanfu.

Ueber das Leben des kaiserlichen Hofes in Singanfu, wo er am 26. October nach zweimonatiger Flucht aus Peking anlangte, giebt der Vertreter des „Temps" aus dem Munde des Lazaristenpaters Maurice interessante Mittheilungen. Der Pater, der dort zehn Jahre lang für die Ausbreitung des Christenthums gewirkt, ist soeben in Shanghai angekommen, um die Mittel zur Hebung der im Innern wütenden Hungersnoth aufzutreiben. Singanfu liegt ihm zufolge 10 Kilometer südlich vom Weiho, fast am Fuße der langen Kette des Tsinling, ist von riesigen Lehmmauern im Rechteck mit vier mächtigen Thoren umschlossen und gilt für eine Festung ersten Ranges, obgleich sie modernen Geschützen nicht fünf Minuten lang widerstehen würde. Die Einwohnerzahl wird auf 400 000 Köpfe geschätzt, Chinesen, Tataren und Muselmanen. Dort haust also der Hof seit mehreren Monaten. Die Stadt, schon in gewöhnlichen Zeiten reich an einer zerlumpten Menge, ist jetzt davon überfüllt; denn alle Bauern aus der Provinz strömen auf Karren oder zu Esel herbei, um den Kaiser zu sehen. Die Menschenmenge wogt auf dem Schmutzpflaster auf und ab, hält vor den niedrigen Mauern der Paläste, quetscht sich an den Thoren herum. Aber das ersehnte Bild bleibt verschleiert: die Kaiserin hält sich in ihnen mit gelber Seide ausgeschlagenen Gemächern; nur selten geht sie aus, dann aber, gleich einem mächtigen Götzenbilde, zeigt sie sich auf den Schultern ihrer Träger. Dann erscheint sie klein, dürr, pergamentartig, eine Mumie mit lebhaften, sehr hellen, von einem Eisenbrinoval eingeschlossenen Augen. Zuweilen neigt sie sich in langsamer Bewegung vorwärts, streckt ihre Hand aus der Sänftenthür und wirft unter die Menge heraldische Drachenmünzen, um die sich dann der Janhagel mit großem Geschrei balgt. Und dann setzt sich der Spaziergang fort, feierlich, achtunggebietend, aber zugleich ärmlich und possirlich.

Die tatarische Leibwache voran, in ihrer alten Uniform, mit schmutzigen Bannern, bewaffnet mit verrosteten Flinten, die um die Schultern an aneinandergeflickelten Seilen hängen; dann der düstere Kaiser Kwangsü, stets schweigsam unter dem scharfen Auge seiner schrecklichen Tante. Kwangsü, der seine Pfeife raucht, gelangweilt, verthiert, abgemagert, blutlos, Alles anglotzend, ohne zu sehen, in seinem Innern irgend einem Traume nachhängend, bei dem er von Zeit zu Zeit seinen Mund aufsperrt und seine Zähne zeigt. Niemals verräth er irgend einen Wunsch, niemals erinnert er sich, daß er Kaiser ist, aber wenn er sich dessen erinnert, wagt er nicht, es zu sagen. Gleichgiltig, gefühllos, fast todt, gleitet er vorüber.

Mit Ausnahme Tuans, der degradirt und vorläufig seiner Titel beraubt seine Verbannung in der Mandschurei bei einem tatarischen Marschall verdringt, sind sämmtliche Prinzen dem Hofe gefolgt. Sie lagern mitten in der Stadt, umgeben von ihren Militärbegleitern und Dienern, haben die Gasthöfe und öffentlichen Gebäude mit Beschlag belegt. Abends werden zu ihren Ehren die Speisehäuser und Ladengeschäfte an den Straßen entlang erleuchtet. Die Theater sind überfüllt, man hört Gongs, Flöten, einsaitige Violinen und Guitarren in schauerlichen Mißtönen durcheinander erklingen und klirren. Bricht der Abend herein und ist die Kaiserin mitsammt dem öden Kwangsü in ihren Palast zurückgekehrt, dann stellen sich eine Menge hoher Mandarine bei ihr ein; fette, volle Gesichter auf dicken, fettgepolsterten Leibern steigen von den Tragbahren herab und verschwinden nach drei tiefen Kniebeugungen im Thore. Dann kommen die Couriere an, ihren Stiefel stets im Bügel; die Depeschenträger, die Steuereinnehmer, die Bonzen und Eunuchen. Die Soldaten bleiben auf dem Pflasterboden der Gasthöfe, in den Straßen und in den offenen Pagoden.

Sie zählen 10 000 Mann, 20 Regimenter, unter dem Befehl des famosen Tungfuhsiang, der sein Hauptquartier in Liutung, einige Kilometer nordöstlich vom Singanfu, eingerichtet hat. Aber der famose Tungfuhsiang ist stark zusammengeschrumpft, ein fast verfallener „Tungfuhsiang". Dieser Koloß, der bei jeder Mahlzeit 5 Pfund Fleisch aß, hatte sich verschworen, Europa mit derselben Leichtigkeit zu verspeisen; er täuschte sich aber betreffs seines Appetits und ist jetzt so herunter, daß er sich schon verschiedene Male die Kehle durchschneiden wollte. Die Kaiserin wäre dieserhalb nicht sehr traurig gewesen, denn sie mißtraut diesem Tartarin aus der Tartarei; sie fürchtet sich vor ihren eigenen Soldaten, die zumeist Muselmanen sind; sie fürchtet sich außerdem vor dieser Provinz, deren Befehlshaber aus Kansu, dem Herde der beständigen Empörungen, stammt.

Die Lage der Christen war während der Zeit vor dem Einzuge des Hofes furchtbar. Schon seit zwei Jahren wurden sie beständig mit dem Tode bedroht. Der Bischof Pannucci wies sie daher an, sich mit Waffen zu versorgen, aber mit welchen Waffen! Alten Lanzen, die wie Flinten aussahen, oder Flinten, die aus dem ersten Kaiserreich stammten. Aber die Noth macht erfinderisch. Einer der unsern beschmierte die Gesichter der kleinen Mädchen unseres Waisenhauses mit chinesischer Tinte, worauf denn der Feind, der sich Teufelchen gegenüber glaubte, sporenstreichs entwichte. Ein anderer füllte Tonnen übereinander, so daß sie wie Kanonen aussahen, und vor diesen Krupp-Kanonen verblieben die Feinde in achtungsvoller Entfernung. Glücklicher Weise gelang es dem Vicekönig Tuanfung, sich des Rädelsführers der Empörung zu bemächtigen und ihn aufzuknüpfen. Aber unterdessen sollte eine Depesche der Kaiserin mit dem Befehle eines allgemeinen Blutbades angelangt sein; thatsächlich wurden zwei Bischöfe, Greise und Jugend, zwei Priester, sieben Nonnen und 160 Eingeborene enthauptet. Und schon machten wir uns auf den Eintritt der Henker gefaßt; wir flüchteten in die beiden Kirchen, glaubten uns verloren, aber der gute Tuanfung mischte sich ein und rettete uns auf die Gefahr seines eigenen Hauptes. Seitdem waren wir gesichert; am 20. October langte die Nachricht an, daß alle Angriffe gegen die Missionare bei Todesstrafe eingestellt werden sollten; und darob konnten wir denn, eine Woche später, hinter den Bambus-Verschlägen unseres Seminars den kaiserlichen Zug ansehen, ohne für unsere Köpfe zu fürchten.

Schrecklich soll, wie schon gestern erwähnt, augenblicklich in der Provinz Schensi die Hungersnoth wüthen. Die Hälfte der Bevölkerung stirbt vor Hunger; auf den Straßen streiten sich die Hunde mit den Bettlern um ein Stück Brod, das Letztere kaum mehr die Kraft haben, gegen die Hunde zu vertheidigen. Der Hof hat zwar 1000 Taels zur Vertheilung gegeben, aber die Mandarine behalten ¾ dieser Summe für sich; dazu kommen noch die Bedürfnisse der tatarischen Leibwache, die täglich 15 000 Rationen für sich beansprucht. — Der Pater will deshalb Europa bereisen, um für die Hungerleidenden Hilfe zu erwecken, indessen wird er wohl angesichts der Greuel, von denen er selbst zu erzählen weiß, wenig ausrichten.

* **London**, 6. Februar. (Telegramm.) Die „Morning Post" berichtet aus Peking unter dem 4. Februar: Wie verlautet, haben sich die Gesandten dahin geeinigt, die Hinrichtung von vier der elf fremdenfeindlichen Führer, deren Namen in der ersten Liste aufgeführt sind, zu fordern. Dies sind Yüsien, Yungnien, Tschao-schu-tschiao und Prinz Tuan.

* **London**, 6. Februar. (Telegramm.) „Reuter's Bureau" berichtet aus Peking unter dem 5. Februar: Die Gesandten besprachen heute früh mit den chinesischen Bevollmächtigten die Frage der Bestrafungen. Die Besprechung führte zu keinem befriedigenden Ergebnisse und wurde deshalb von den Gesandten bis Nachmittag vertagt.

* **London**, 6. Februar. (Telegramm.) Die „Times" berichten aus Peking unter dem 4. Februar: Die chinesische Regierung genehmigte gestern, daß in London die Summen ausbezahlt werden, die den fälligen Betrag der auf den kaiserlich chinesischen Nordbahnen fundirten Anleihe von 1898 ausmachen. Nach den Bestimmungen des Anleihevertrags hätte, wenn diese Zahlung hinausgeschoben worden wäre, die englisch-chinesische Gesellschaft sich der ganzen Bahnlinie Peking-Schanhaikwan bemächtigen können; die englische Regierung aber brachte, da sie keine neue Verantwortlichkeit in Nordchina auf sich nehmen wollte, ihre Ansprüche zur Geltung, worauf die Zahlung erfolgte. Der Berichterstatter der „Times" bemerkt, diese Maßnahme sei bedauerlich, da sie die Engländer einer Eisenbahn beraube, die ihnen erlaubt hätte, ihre Stellung in Nordchina zu befestigen.

* **Konstantinopel**, 6. Februar. (Telegramm.) Das russische Freiwilligenschiff „Woronesch" mit für China bestimmten Truppen und das Freiwilligenschiff „Orel" mit nach Rußland heimkehrenden Truppen an Bord haben den Bosporus passirt.

Deutsches Reich.

A M C. **Berlin**, 6. Februar. (Die ostdeutsche Rhederei 1900/1901.) Die Bilanz der ostdeutschen Rhederei für das abgelaufene Jahr ergiebt abermals einen Rückgang des Bestandes. Die Handelsflotte der Provinzen Ost- und Westpreußen und Pommern belief sich zu Beginn des Jahres 1900 auf 841 Schiffe mit 100 940 Register-Tonnen. Der Zugang durch Neubau beschränkt sich während des Jahres 1900 auf